

Ferien auf Texel

Linda van Rijn

Ferien auf Texel

Kriminalroman

Aus dem Niederländischen von
Andrea Meyer



VORWORT

ER WAR NOCH DA. SIE HÖRTE IHN, SEINE SCHRITTE, SEINEN Atem, sogar seine unergründlich tiefe Seelenkälte war durch die dünnen Wände hindurch spürbar. Sie schloss die Augen, es war in diesem Raum doch stockdunkel, es machte keinen Unterschied. Geräusche wurden leiser und dann wieder lauter. Vor allem lauter. Sie lehnte sich gegen die Wand. Ihr Rücken, ihre Muskeln, ihre Knie, alles schmerzte. Sogar die Knochen. Aber sie musste startbereit sein. Wenn sich ihr auch nur eine einzige Chance bieten würde, dann musste sie diese nutzen.

Sie kannte diesen Raum nicht, aber sie hatte sich darin umgesehen, als sie ihn betrat. Hineingeschubst wurde, um genau zu sein. Das Zimmer, oder was immer es auch war, war klein und es gab nur eine einzige Türe, die jedoch keine Ausgangstüre war, sondern eine direkte Pforte zum

Teufel. Nur wenn sie an diesem Teufel vorbeikam, war sie frei. Wie schnell konnte sie rennen? Ganz egal wohin. Wenn sie nur von hier weg konnte.

Es roch seltsam. Nach Eisen und Fäulnis. Auch säuerlich, vielleicht nach ihrem eigenen Angstschweiß? Sie fröstelte. Hier am Boden war es kalt, auch wenn da etwas Weiches lag. Vielleicht ein Spannteppich. Das musste sie sich merken. Für später. Für die Polizei. Details waren wichtig. Die Hoffnung übrigens auch.

Wie lange saß sie schon hier? Sie konnte sich nicht erinnern. Sie schloss die Augen und sah einen merkwürdigen Rotton, der viel dunkler war, als sie ihn sich vorstellen konnte. Es war ihr eigenes Blut, das dickflüssig durch die Gefäße in ihren Augenlidern pulsierte und ihr wie ein Farbvorhang die Sicht auf die Bilder im Gehirn versperrte. Es war zu viel für sie, zu schwer zu ertragen. Sie zitterte am ganzen Körper. Es kostete sie Mühe, die Bilder zeitlich einzuordnen. War es gerade erst geschehen? Gestern? Ist es schon länger her? Ihr Gehirn war eine einzige brodelnde Masse, in der nichts mehr dort war, wo es hingehörte.

Wenn dies ein Traum war – ein Albtraum –, wann durfte sie dann endlich wieder daraus erwachen?

Sie kniff sich in den Arm. Eine kindliche Reaktion, das hatte sie nicht umsonst vor langer Zeit von ihrer Mutter gelernt. Wenn man wissen will, ob man tatsächlich träumt, muss man sich kneifen. Noch nie zuvor hatte sie sich in einem Traum gekniffen. So vernünftig handelte man normalerweise nur im echten Leben.

Sie kniff fester und fester. Nichts geschah, außer dass sie einen stechenden Schmerz an der Stelle auf ihrer Haut

verspürte, an der sich die Nägel in ihr eigenes Fleisch gebohrt hatten und darin zwei eingekerbte Halbmonde hinterließen. Sie konnte sie nicht sehen, aber fühlen, wenn sie mit dem Finger darüber strich. Der Schmerz war nicht unangenehm. Er lenkte sie ab, für eine halbe Sekunde, eine ganze. Dann wurde sie wieder in die Realität zurückgeholt. Schritte vor der Tür, der Schrei in Todesangst, der in ihren Ohren widerhallte. Sie fuhr zusammen. War es ihre eigene Stimme gewesen? Sie wusste es nicht mehr. Wahrscheinlich schon, seine Hände hatten nach ihr gegriffen, seine Finger waren an ihrem Arm entlanggestreift.

Die Schritte kehrten zurück. Laute, dumpfe Schritte auf einem harten Boden. Das Scheppern von Werkzeug. Sie schluckte, aber ihre Kehle war wie zugeschnürt.

Er war ein wildes Tier. Schlimmer noch, eine Bestie. Instinkt, Selbsterhaltungstrieb, die Behauptung des eigenen Platzes in der Nahrungskette: In der Natur wurde nicht zwecklos gemordet. Kein sinnloser Bluttausch, keine Habgier, kein Wahnsinn.

Es waren diese dunklen Kräfte, die ihn antrieben. Er hatte keinen vernünftigen Grund, aber er war nicht mehr aufzuhalten. Ihre einzige Chance war die Unsichtbarkeit.

Vielleicht, wenn sie hier sitzen bleibt, mucksmäuschenstill, nicht die geringste Bewegung macht, kaum atmet... Vielleicht...

KAPITEL 1

„MAMA, SCHAU!“ ELIN WOUTERS STARRTE MIT OFFENEM Mund die Möwen an, die dicht an der Reling des Fährschiffes vorbeiglitten und sich mit lautem Kreischen bemerkbar machten. „Sie kommen ganz nahe heran!“, rief sie aufgeregt und entlockte ihrer Mutter, Daniëlle van Dijk, ein Lächeln. Einige Meter weiter standen zwei Mädchen in Elins Alter ängstlich gegen die Schiffswand gedrückt, und als sich eine der Möwen noch etwas näher heranwagte, entkam den Kindern ein ängstliches Gequietsche. Daniëlle betrachtete ihre siebenjährige Tochter, die unbekümmert vor sich hinkicherte und versuchte, den Vogel anzufassen. Elin hatte, wie immer, keine Angst. Elin hatte nie Angst.

„Darf ich sie mit Brot füttern, Mutti?“, rief sie, und Daniëlle öffnete ihre Tasche, um ihr das halbe Brötchen, das vom Mittagessen übrig geblieben war, zu geben.

Sofort drehten sich die Vogelköpfe in ihre Richtung, und einer nach dem anderen schnappte Elin ein Brotstück, das sie in die Höhe hielt, aus der Hand.

„Möchtest du auch?“, fragte Daniëlle Siem, ihren Sohn, aber er schüttelte den Kopf. Mit fünf Jahren war er zwei Jahre jünger als seine Schwester und zwei Köpfe kleiner. Siem hat ihren Körperbau, Elin den ihres Vaters, Gijs. Die beiden sind total gegensätzliche Charaktere. Siem war, wie Gijs, rational und ein wenig zurückhaltend. Elin war impulsiv und emotional, genau wie Daniëlle.

Diese Mischung von Charakteren innerhalb einer Beziehung könnte das Rezept für regelrechte Explosionen sein, wie es ein guter Freund bei ihrer Hochzeit so schön ausgedrückt hatte. Oder sie könnten einander perfekt ergänzen. Für Gijs und Daniëlle war Letzteres der Fall. Zum Glück, hatte Daniëlle scherzhaft gesagt, sonst hätten sie es keine acht Jahre lang miteinander ausgehalten und es hätte längst Tote gegeben. Ihr Temperament und seine Besonnenheit hielten sich gegenseitig die Waage. Zumindest meistens.

„Oh, sorry.“ Entschuldigend lächelte Daniëlle die Frau neben ihr an. Sie hatte sie nicht gesehen, und jetzt stand sie ihr fast auf die Zehen, die aus den Ledersandalen hervorlugten. Die Frau erwiderte den Blick nicht, sondern richtete ihn unablässig aufs Meer. Daniëlle trat einen Schritt zurück, weg von der Menge. Sie blickte aufs Wasser neben der Fähre, wo sich die Heckwellen hoch auftürmten. Für einen kurzen Moment traf sich ihr Blick mit dem eines Mannes, der in die entgegengesetzte Richtung schaute. Seine Augen waren unverwandt auf sie fixiert. Daniëlle runzelte die Stirn und drehte sich um, um zu

sehen, ob jemand hinter ihr stand, den er anstarrte. Eine Familie mit Kleinkind und schreiendem Baby befand sich wenige Meter von ihr entfernt. Sie blickte zurück. Der Mann starrte sie immer noch an, die junge Familie schien ihn nicht zu interessieren. Daniëlle lächelte ein wenig unbehaglich. Sie hob die Hand, aber darauf reagierte er nicht.

„Sie frisst mir das Brot aus der Hand, Mutti“, rief Elin erfreut, als eine weitere Möwe im Sturzflug heranflog und ein Stück Brot ergatterte. Daniëlle hob ihren Daumen, und als sie zurückblickte, war der Mann verschwunden. Sie widmete sich jetzt wieder ganz ihrer Tochter. In ihrer Jugend hatte sie fast jeden Sommer so dagestanden, über die Reling der Fähre gebeugt, mit Möwen, die mit ihren harten Schnäbeln am Brot zwischen ihren Fingern zerrten, und die aus der Nähe betrachtet riesengroß waren. Vater und Mutter blieben hinten stehen, denn die Vögel waren ihnen ein Gräuel. Nur die Oma war, wie immer beim Möwenfüttern, mit von der Partie.

Sie lächelte etwas wehmütig. Das Ableben ihrer Oma fühlte sich immer noch unwirklich an, auch wenn es schon acht Monate her war und man es angesichts ihres fortgeschrittenen Alters unmöglich als unerwartet bezeichnen konnte. Daniëlle war froh, dass ihre Oma bis zum Schluss gesund und guten Mutes gewesen war. Sie empfand das, trotz der Trauer über den Verlust, als großen Segen. Kein geistiger Verfall, keine verschwommenen Erinnerungen, nicht erneut das schmerzhafteste Gefühl, nicht mehr erkannt zu werden, wie sie es ein paar Jahre zuvor bei Gij's Großmutter haben miterleben müssen. Ihre eigene Oma sagte bei dem Treffen, welches sich

im Nachhinein als ihr letztes gemeinsames herausstellen sollte: „Mich kriegen sie bestimmt nicht klein.“ Dass sie sich bereits zu diesem Zeitpunkt nicht wohlfühlte, hatte sie erst eine Stunde zuvor ihrer häuslichen Altenpflegerin mitgeteilt. Diese informierte sogleich den Arzt, obwohl Oma es nicht für nötig gehalten hatte, dass der Arzt seine Zeit mit „nichts als ein bisschen Muskelschmerz“, wie sie es nannte, verschwenden würde. Nur war dieser Muskelschmerz nichts anderes als der Schmerz in der Brust, der bei einem Herzinfarkt auftritt. Und als sich der Hausarzt im Laufe des Tages bei ihr meldete, lag Oma bereits tot im Bett.

Das war jetzt acht Monate her, aber Daniëlle konnte sich auf Anhieb an das Bild der Mutter ihrer Mutter erinnern. Sogar auf dem Totenbett strahlte sie noch Stärke aus, mit diesem entschlossenen Zug um den Mund, den selbst der Tod ihr nicht nehmen konnte. Daniëlle vermisste sie. Die regelmäßigen Telefonate, um über dieses und jenes miteinander zu reden, den Klatsch und Tratsch aus dem Seniorenviertel, in dem Oma lebte, den sie immer gerne mit Daniëlle teilte, und aus dem sich dann schon mal urkomische Geschichten entspinnen konnten. Ihre vertraute Stimme, ihre Wärme, ihre Liebe. Ihr felsenfestes Vertrauen in Daniëlle. Die Freude in ihren Augen, wenn Siem und Elin da waren und sie ihnen Streiche spielte, weil sie in ihrem Inneren immer ein Kind geblieben war. Andererseits kamen die Kinder langsam in ein Alter, in dem sie versuchten, die Oma zum Narren zu halten, und natürlich spielte sie gekonnt mit. Zu dritt hatten sie den größten Spaß miteinander gehabt. Das war genau das, woran sich Daniëlle aus ihrer eigenen Kindheit erinnerte.

Als Kind hatte sie viel Zeit mit ihrer Oma verbracht, und natürlich auch mit ihrem Opa, der gestorben war, als sie zwanzig war. Da ihre Eltern ein Restaurant betrieben und es damals kaum Kinderbetreuung gab, wurde Daniëlle vier oder fünf Tage in der Woche ab Mittag von ihren Großeltern betreut, die in der Straße hinter ihnen wohnten. Für Daniëlle war es die normalste Sache der Welt gewesen, dass beide Eltern so viel gearbeitet haben. Das hatte ihr nichts ausgemacht. Ihre Kindheit war rundum glücklich.

Die Sommerferien waren in dieser Hinsicht etwas ganz Besonderes. Jedes Jahr fuhr sie dann mit ihren Großeltern für ganze sechs Wochen nach Texel, oft in denselben Ferienpark. Fast immer hatten sie das gleiche Häuschen gemietet, ganz am Rande des Parks, in unmittelbarer Nähe zum Strand. Täglich schwamm sie mit ihren Großeltern im Meer, spielte stundenlang am breiten Strand, sammelte kilowise besonders schöne Muscheln. Zu Beginn jedes Urlaubs mietete Opa Fahrräder, die sie fast täglich benutzten. Manchmal nur um einzukaufen, manchmal um die ganze Insel zu durchkreuzen. Jedes Jahr waren die gleichen Ausflüge geplant, aber trotzdem wurde es Daniëlle niemals langweilig. Während des Ferienaufenthaltes besuchten sie zwei- oder dreimal das Naturmuseum & die Seehundestation Ecomare, weil Daniëlle sich an den Robben nicht sattsehen konnte. Oder eine Fahrt auf einem Krabbenkutter, das stand auch immer auf dem Programm. Und später, als sie alt genug war, ging sie regelmäßig mit Oma und Opa zum Wattwandern. Letzteres hatte sie getan, bis Oma zweiundsiebzig war. Unglücklicherweise war Oma in jenem Winter vom Fahrrad gestürzt und hatte sich ein Bein gebrochen, wonach

sie nie wieder die alte Kraft zurückgewinnen konnte. Was sie nicht davon abgehalten hat, lange Spaziergänge zu machen. Aber stundenlanges Gehen auf nassem Sand war dennoch zu viel des Guten.

Es ist merkwürdig, dass ihre Großeltern viel mehr in ihren Urlaubserinnerungen vorkamen als ihre Eltern, die ebenfalls jedes Jahr für zwei Wochen auf die Insel gekommen waren. Auch sie hatten mit Daniëlle alle möglichen Ausflüge unternommen, aber es waren vor allem die Fahrradtouren mit Opa und die Strandspaziergänge mit Oma, die ihr so lebhaft in Erinnerung blieben. Das lag möglicherweise auch daran, dass sie sich in letzter Zeit so oft mit den Angelegenheiten ihrer Großeltern beschäftigen musste. Omas Tod hatte zur Folge, dass ihr Haus leerräumt werden musste, und zusammen mit ihrer Mutter und ihrer Tante hatte Daniëlle über eine Woche damit zugebracht. Oma lebte seit zehn Jahren in einer Seniorenwohnung und war zum Glück gut darin, Dinge wegzuworfen, aber trotzdem mussten sie etliche Schachteln und Schränke durchsehen.

Das Haus war bald verkauft, was Daniëlle sehr freute. So eine Wohnung sollte nicht leer stehen, da musste jemand drin wohnen. Innerhalb eines Monats war alles erledigt.

„Wir müssen wegen der Testamentseröffnung zum Notar“, hatte ihre Mutter ein paar Wochen später ganz feierlich verkündet.

Daniëlle erinnerte sich noch an das seltsame Gefühl, das diese Worte in ihr auslösten. Oder vielleicht lag es gar nicht so sehr an den Worten, sondern am Gesichtsausdruck, mit dem ihre Mutter sie ausgesprochen hat. Als würde es sich dabei um einen sehr entscheidenden

Moment handeln, obschon die Aufteilung des Erbes für Daniëlle von vornherein eine recht einfache Angelegenheit zu sein schien. Es gab zwei Kinder – ihre Mutter und ihre Tante –, demzufolge würde das Erbe jeder zur Hälfte zukommen. Opa und Oma haben immer sparsam gelebt, so dass es neben dem Verkaufspreis des Hauses noch eine ordentliche Summe zu verteilen galt. Daniëlle wusste nicht genau, wie viel, sie hat mit ihrer Oma nie über Geld gesprochen. Als sie an die Universität ging, bekam sie von ihr eine Schenkung, von der sie ihre Studiengebühren und noch andere Ausgaben bezahlen konnte. Aber sonst tat Oma das Thema „Geld“ immer als Zeitverschwendung ab.

Beim Notar stellte sich heraus, dass sie doch länger darüber nachgedacht hatte, als zugegeben. Sie hatte ein paar Jahre zuvor mit ihren beiden Töchtern besprochen, dass sie das Erbe durch drei teilen wollte, und Daniëlles Mutter und Tante hatten dem sofort zugestimmt. Daniëlle war Großmutterns einziges Enkelkind und sie war für sie genauso wichtig wie ihre eigenen Kinder. Deshalb war es für sie gefühlsmäßig logisch, auch Daniëlle etwas von ihrem Geld zu hinterlassen. Weil sie dafür keine Dankbarkeit wollte, hatte sie es ihr nie gesagt. Außerdem, so hatte Daniëlles Mutter ihr später lächelnd erzählt, hatte Oma gesagt: „Dann bin ich mir sicher, dass sie mich besucht, weil es ihr Spaß macht, und nicht weil sie glaubt, dazu verpflichtet zu sein.“

Typisch Oma, dachte Daniëlle mit einem Schmunzeln. Diese Nüchternheit war kennzeichnend für sie.

Im ersten Moment hatte Daniëlle den Notar mit offenem Mund angeschaut. Sie war noch überrumpelt von

der Mitteilung, dass sie etwas erben würde, als gleich anschließend die nächste Nachricht kam, nämlich dass es sich dabei um etwas mehr als hundertzehntausend Euro nach Steuerabzug handelte. Eine enorme Summe, die einem da so einfach in den Schoß fiel. Auf dem Heimweg stellte Daniëlle den Wagen auf einem Parkplatz zwischen ein paar Bäumen ab, stieg aus und lauschte der Stille und ließ ihren Tränen freien Lauf. Die Tränen galten nicht dem, was sie verloren, sondern dem, was sie bekommen hat. Dort, zwischen den hohen Bäumen, mit genau diesem einen Sonnenstrahl, der auf sie fiel, war ihr die Oma für einen Augenblick lang sehr nahe. Und dort wurde ihr auch klar, dass es nur eine Bestimmung für das Geld geben konnte. Eine Bestimmung, von der sie und Gijs bereits zaghaft träumten. Später, vielleicht... Jetzt war dieser Traum zum Greifen nah, zumal sie kurz zuvor eine Erbschaft von Gijs' Vater erhalten haben. Als sie nach Hause kam und Gijs erzählte, was der Notar gesagt hatte, war seine Reaktion dieselbe gewesen wie ihre: „Texel.“

Daniëlle schreckte auf, als sie einen Arm um ihre Taille spürte. „Hey“, sagte sie und blinzelte, weil sie mit ihren Gedanken so weit weg gewesen war, dass es sie Mühe kostete, wieder ins Jetzt zurückzukehren.

Gijs sah sie schmunzelnd an. „Auf welchem Planeten warst du denn gerade?“

„Oh...“ Daniëlle schaute zum Horizont. „Oh, nirgends. Melancholische Tagträumerei.“

„Oma“, sagte er gleich. Gijs hatte die Gabe, an ihrem Gesicht ablesen zu können, wie sie sich fühlte. Das gelang ihm dank seiner Einfühlsamkeit und der Tatsache, dass sie oft ein offenes Buch für ihre Lieben war.

„Ja.“ Daniëlle holte tief Luft. „Jetzt, wo das Häuschen wirklich uns gehört, muss ich wieder oft an sie denken. Dass wir ihr so viel zu verdanken haben.“

Gijs lächelte. „Das ist doch ein schöner Gedanke. Ich bin mir sicher, dass sie ihre Freude daran hätte.“

„Ja.“ Daniëlle legte ihren Kopf an seine Schulter. „Ja, ich denke schon.“

„Und wie herrlich, dass wir es hier noch so lange genießen können“, sagte Gijs.

Daniëlle nickte. Sie hatte noch so viele Urlaubstage, dass sie fünf Wochen am Stück nehmen konnte und immer noch freie Tage für den Rest des Jahres übrig hatte. In der letzten Woche würde sie von Texel aus mit der Beantwortung ihrer Mails und den ersten anstehenden Sachgeschäften beginnen. Zum Glück fand ihr Vorgesetzter es nicht schlimm, dass sie bis dahin nicht im Büro sein würde. Bei der Firma, in der sie arbeitete, war der Sommer immer eine ruhige Zeit.

Gijs war Freiberufler und wollte gelegentlich arbeiten, aber auch für ihn war der Sommer eine Zeit, in der die Angebote stagnierten. Viele Kunden waren im Urlaub und obendrein hatte er kurz vor ihrer Abreise einige große Aufträge erledigt.

So standen sie eine Weile da und blickten auf den Horizont, jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Dann zog Siem an ihrer Hand. „Sollen wir nach oben gehen? Ich möchte Texel sehen.“

Daniëlle nickte und sie gingen zu viert auf das Vorderdeck. Die Bänke waren alle besetzt, aber sie fanden einen Platz nahe der Reling.

„Mama, guck, dort!“

Siem zeigte begeistert auf den Hafen von Texel, der nun deutlich in Sichtweite war. „Sind wir bald da?“

„Ja, mein Schatz“, antwortete Daniëlle. „Noch etwa fünf Minuten, bevor wir andocken, schätze ich.“

„Andocken?“

„Das bedeutet, dass sie die Fähre am Ufer festmachen und wir aussteigen können.“ „Oh.“ Siem nickte und blickte gebannt auf das Meer, das sie umgab. „Gibt es hier auch Robben?“

„Das glaube ich nicht, mein Schatz.“ Daniëlle strich ihm über seine weichen braunen Locken. Kurz zuvor, auf offenem Meer, hatten sie in der Ferne Robben auf einer Sandbank liegen sehen. Siem war vor Freude hin und her gesprungen, besonders als wenig später die süßen grauen Köpfchen näher an der Fähre aufgetaucht waren. Er hatte zigmal gerufen: „Robben, Mutti! Echte Robben!“

„Wir fahren während der Ferien ins Ecomare“, hatte Daniëlle bereits zu Hause zu Gijs gesagt und dabei gelacht. „Und vielleicht sogar mehr als nur einmal.“

Daniëlle blickte in den Himmel. Er war strahlend blau und ohne Sonnenbrille würde sie nicht einmal mit offenen Augen auf dem Oberdeck stehen können. Es war die erste Juliwoche, aber es fühlte sich an, als wäre es schon viel länger Sommer. Sie hatten in diesem Jahr sehr viel Glück mit dem Wetter.

Sie trat einen Schritt zurück und überlegte, ob sie zum Autodeck gehen sollten, bevor alle anderen auch auf diese Idee kamen. Gerade als sie es Gijs vorschlagen wollte, sah sie etwas aus dem Augenwinkel heraus.

Er war wieder da. Sie spürte den Blick, noch bevor sie ihn tatsächlich sah. Er stand etwa zehn Meter von ihr

entfernt und beobachtete sie wieder, doch diesmal hatte er eine Sonnenbrille auf. Langsam bewegte er die Finger zu seinem Gesicht, wie in einer Geste, die sie verstehen sollte, die sie aber nicht deuten konnte. Er wandte seinen Blick keine Sekunde von ihr ab. Sein Mund bewegte sich, an seinen Lippen konnte sie ablesen, dass er ihren Namen aussprach.

Musste sie diesen Typen kennen? Nach so vielen Urlauben auf der Insel begegnete sie regelmäßig jemandem auf der Fähre, dem sie schon einmal über den Weg gelaufen war. Sie hatte sowohl Inselbewohner als auch normale Touristen kennengelernt, aber dieser Mann mit seiner breiten Statur und dem schwarzen Nike-Käppi kam ihr nicht bekannt vor. Sein starrer Blick bereitete ihr Unbehagen. Das Lachen war ihr langsam aber sicher vergangen. Einen Moment lang blickte sie zu Gijs, dann drehte sie sich um und begann in die Richtung zu gehen, in der sie den Mann gerade gesehen hatte. Sie sah sich nach ihm um. An der Stelle, wo er gerade noch gestanden hatte, stand nun ein älteres Ehepaar. Der Mann hatte sich in Luft aufgelöst.

Daniëlle blinzelte ein paar Mal verdutzt. Sie zuckte kurz mit den Schultern, scheinbar war die Fantasie ein wenig mit ihr durchgegangen. Wahrscheinlich hatte sie sich das nur eingebildet.

Sie schloss sich wieder ihrer Familie an. Gemeinsam beobachteten sie, wie Texel langsam näher kam. Obwohl Daniëlle die Insel liebte, fand sie immer, dass sie von der Fähre aus nicht besonders einladend aussah. Die Naturschönheiten der Insel waren von hier aus nicht zu erkennen. Das andere Ende der Insel, wo der Leuchtturm

stand, war traumhaft schön. Der Hafen, an dem die Fähre anlegte, war grau und unübersichtlich und übersät mit Absperrungen. Dass man über das alles hinwegsehen musste, wusste sie inzwischen.

„Wir sind da! Wir sind da!“, rief Siem währenddessen er ausgelassen hin und her hüpfte.

„Fast“, korrigierte ihn Elin. Momentan befinden wir uns immer noch auf der Fähre.

„Nur noch etwas Geduld, und dann werdet ihr unser eigenes kleines Haus sehen“, sagte Gijs. Während er sprach, legte er seinen Arm um Daniëlles Taille. „Das klingt gut“, sagte er leise zu ihr. „Unser eigenes Häuschen.“

Daniëlle spürte, wie ihr Herz schneller schlug. Es klang ihr wirklich wie Musik in den Ohren. Ein eigenes Häuschen an ihrem Lieblingsort in den Niederlanden, in dem sie und ihre Familie die nächsten sechs Wochen entspannen konnten. Sie fühlte einen kleinen Stich im Herzen, als sie daran dachte, wie schön es doch gewesen wäre, wenn ihre Oma dies hätte miterleben können, aber gleichzeitig war ihr bewusst, dass gerade Omas Ableben sie zu den Besitzern des Hauses gemacht hat. Das war ein zwiespältiges Gefühl, aber das warme Gefühl im Herzen war stärker. Sie wusste, dass Oma ihr dies alles gönnte, und in Gedanken dankte sie ihr für das großzügige Geschenk, das sie ihr hinterlassen hatte. Daniëlle war kein esoterischer Typ und sie hat immer gesagt, dass sie nicht an ein Leben nach dem Tod glaubt, aber trotzdem hatte sie das Gefühl, dass Oma von irgendwo ganz weit oben zuschaut und sich über die Bestimmung, die Daniëlle und Gijs für das Erbe gewählt hatten, freut.

Ein lauter Signalton holte sie aus ihren Gedanken.

Nun waren sie doch stehen geblieben, bis alle auf einmal aufs Autodeck stürmten. „Komm mit“, rief Gijs, der Siems Hand fest umklammerte, um zu verhindern, dass der Junge im Getümmel hinfallen würde. Daniëlle hielt Elin am Arm fest, währenddem sie Schritt für Schritt die Treppe hinunter gingen. Auf dem Restaurantdeck roch es nach Tomatensuppe, und bei Daniëlle machte sich der Hunger bemerkbar, obwohl sie gerade erst ein Brötchen verzehrt hatte. Es lag wohl an der Seeluft, die machte sie immer hungrig.

Schließlich erreichten sie ihren schwarzen Ford Focus, in den sie dann vorsichtig einstiegen. Auf der Fähre ließ man keinen Quadratzentimeter unbenutzt, weshalb die über dreihundert Autos so dicht aneinander geparkt waren, dass sich ihre Türen nicht einmal zur Hälfte öffnen ließen. Daniëlle half Elin beim Einsteigen und setzte sich dann auf den Beifahrersitz. Sie öffnete das Fenster und hörte dem Poltern der Fähre zu. Es ruckelte einige Male und dann lag sie still. Erstaunlich schnell wurde die Rampe abgesenkt, und langsam setzte sich der Strom der Autos in Bewegung, routiniert in die richtigen Bahnen gelenkt von den Mitarbeitern der Reederei. Gijs startete den Motor und wartete geduldig, bis einer der Männer gestikulierte, dass sie losfahren konnten. In gemächlichem Tempo fuhr er über die Rampe, und nicht lange danach verließen sie den Hafen mit seinen Absperrungen, und Daniëlle hatte das Gefühl, nach Hause zu kommen. Sie legte den Kopf an die Stütze, schloss für einen Moment die Augen und als sie sie wieder öffnete, genoss sie die Aussicht auf die weitläufigen Felder, auf die weiter hinten liegenden Dünen, auf die Bauernhöfe mit ihren roten

Ziegeldächern. Genauso hatte sie dies alles in Erinnerung. Mit jedem Kilometer, den sie hinter sich ließ, spürte sie, wie die Alltagsorgen, die sie in letzter Zeit gequält hatten, verblassten. Einfach nichts tun, nur genießen. Genau das war der Plan für die kommenden Wochen. Und an einem Ort wie diesem musste das gelingen.

KAPITEL 2

„SIND WIR SCHON DA?“

Siem und Elin reckten die Hälse, um einen Blick durch die Windschutzscheibe werfen zu können.

„Fast“, sagte Daniëlle und deutete auf ein Schild an der Straße. „Da steht, dass wir noch einen Kilometer vor uns haben.“

„Noch so lange“, rief Elin ungeduldig, und Daniëlle lächelte. Die Reise von Rotterdam aus, wo sie wohnen, hatte bereits zweieinhalb Stunden in Anspruch genommen, aber der letzte Kilometer war immer der längste, das war bei ihr früher auch schon so gewesen.

„Ich kann wirklich nicht mehr warten“, sagte Siem, als wäre das nicht schon aus seiner Körpersprache ersichtlich gewesen.

Daniëlle hatte ihnen schon viele Bilder von ihrem

Häuschen gezeigt, aber die Kinder waren noch nie dort gewesen. Sie und Gijs hatten geplant, in den Frühlingsferien dorthin zu fahren, aber leider dauerte die Kaufabwicklung länger als erwartet. Schließlich wurden sie erst Ende Mai offiziell Eigentümer des Hauses Nummer zwölf im Ferienpark Strandloper. Daniëlle konnte es immer noch nicht fassen, dass ausgerechnet in dem Park, in dem sie als Kind ihre Ferien verbracht hatte, ein Haus zu kaufen war, als sie eines suchten. Der Park war sehr beliebt und mit fünfzig Häusern eher klein. Die meisten Eigentümer besaßen ihre Häuser schon seit Jahren und wollten sich nur ungern von ihnen trennen. Aber nachdem Gijs und Daniëlle einen Ankaufmakler beauftragt hatten, der den Markt auf der Insel gut kannte, bot sich ihnen eine Gelegenheit. Ein älteres, deutsches Ehepaar, das seit etwa zehn Jahren ein Haus besaß, hatte beschlossen, sich von ihm zu trennen. Sie hatten ihrem eigenen Immobilienmakler gesagt, dass sie ihr Haus nur Leuten überlassen wollten, die die Insel wirklich lieben, und nicht jemandem, der durch Vermietung möglichst viel Geld scheffeln wollte. Als der Immobilienmakler sich bei seinen Kollegen erkundigte, ob es potenzielle Käufer gäbe, die dieser Anforderung entsprechen würden, schlug dieser sofort Gijs und Daniëlle vor.

Hals über Kopf reisten Gijs und Daniëlle nach Texel, um sich Haus Nummer zwölf anzusehen, in das sie sich sofort verliebten. Es war ein kleiner Bungalow mit einem Wohnzimmer und drei kleinen Schlafzimmern, gerade groß genug für ihre Familie und einen Gast. Letzteres war Daniëlle wichtig, denn sie wollte, dass ihre Mutter sie besuchen konnte. Die Einrichtung war etwas veraltet und

die Wände brauchten einen neuen Anstrich, aber die Lage war toll und der Garten relativ groß. Außerdem waren erst vor wenigen Jahren eine neue Küche und ein neues Bad eingebaut worden. Gijs und Daniëlle machten gleich vor Ort ein Angebot, das von den Eigentümern noch am selben Tag angenommen wurde. Irgendwie bedauerte Daniëlle es, dass sie die vorherigen Bewohner nie kennengelernt hat, bedankte sich jedoch in einer E-Mail, auf die sie eine freundliche Rückantwort erhalten hat. Merkwürdig, dass diese Leute eine Gmail-Adresse haben, sagte sie zu Gijs. Offenbar war ihre Oma nicht die einzige Seniorin, die auf dem neusten Stand der Technik war.

Durch die Beauftragung eines Malers und der Anschaffung eines neuen Fußbodens verliehen sie dem Haus ein neues Aussehen. Sie fuhren regelmäßig nach Texel, aber ohne die Kinder, die dies natürlich für schrecklich ungerecht hielten.

„Wir sind da!“, rief Gijs, als er nach links blinkte und abbog. Zwei große Holztore auf beiden Seiten der Zufahrt markierten den Eingang zum Park. An einem von ihnen war ein Schild angebracht, auf dem in schwungvollen Buchstaben *Vakantiepark Strandloper* geschrieben stand, mit darunter noch einigen Informationen über die Ferienanlage, wie zum Beispiel zum Schwimmbad, der Minigolfanlage und zum Fahrradverleih. Sie fuhren am Schotterparkplatz und dem niedrigen Holzgebäude vorbei, in dem der Empfang und ein kleiner Lebensmittelladen untergebracht waren. Der Parkplatz war gestoßen voll und der große Spielplatz gleich hinter dem Empfang sehr belebt. „Gehen wir dorthin?“, fragte Siem sehnsüchtig.

Colofon

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Strandslag*

© 2020 Linda van Rijn en Uitgeverij Marmer bv

Für die deutsche Ausgabe

© 2021 Uitgeverij Marmer bv

© 2021 Übersetzung Andrea Meyer

Umschlag: Riesenkind, 's Hertogenbosch, unter Verwendung eines Foto von Ben Mack | Pexels.com (Frau) und eines Foto von Sonja de Jong | Shutterstock.com (Strand)

Satz: Mat-Zet bv, Huizen

Druck und Bindung: Wilco bv, Amersfoort

1. Auflage Juni 2021

ISBN: 978-94-6309-003-2

E-ISBN: 978-94-6309-996-7

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist nur mit Zustimmung des Verlags zulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.



Uitgeverij Marmer bv

De Botter 1

3742 GA BAARN

T: +31 6 49 88 14 29

I: www.uitgeverijmarmer.nl

E: info@uitgeverijmarmer.nl